

2021

„Nichts ist selbstverständlich. Morgen sind die Karten ganz anders gemischt...“

TATORT

Gespenster in Weimar

VON IRIS HETSCHER

Wie soll man mit einem Fernsehkrimi umgehen, bei dem der produzierende Sender selbst fleißig spoilert? So geschehen bei „Der feine Geist“ (ARD, Neujahr, 20.15 Uhr), dem neuen Fall des Teams Lessing/Dorn aus Weimar, das streng genommen kein Team mehr ist. Denn Kira Dorn (Nora Tschirner) ermittelt alleine in einer Mordserie. Auf ihren Partner und Ehemann Lessing (Christian Ulmen) wird zu Beginn in einer schummrigen Höhle geschossen – und die MDR-Pressestelle posaunte weit vor dem Ausstrahlungstermin Folgendes in die Welt: „Der Tod unseres Kommissars Lessing und die Fortführung seiner Figur als Geist war ein kreativer Vorschlag von Christian Ulmen“.

Nun denn. Dem Zuschauer wird der Tod Lessings bis kurz vor Schluss verschwiegen; ein Streifschuss am Arm entzündet sich, er muss in die Klinik. Heißt es lange in „Der feine Geist“, Freunde des skurrilen Humors, der seit 2013 im Weimar-„Tatort“ so schön gepflegt wird, kommen trotz dieser Spoilerei auf ihre Kosten. Denn abgesehen von dem Lessing-Mega-Twist gibt es noch eine ganze Reihe kurioser Winkelzüge, irrwitziger Nebenhandlungen und Wortspielereien, wie immer erdacht von Drehbuchautor Murrel Clausen. Geister spielen auch ansonsten tragende Rollen.

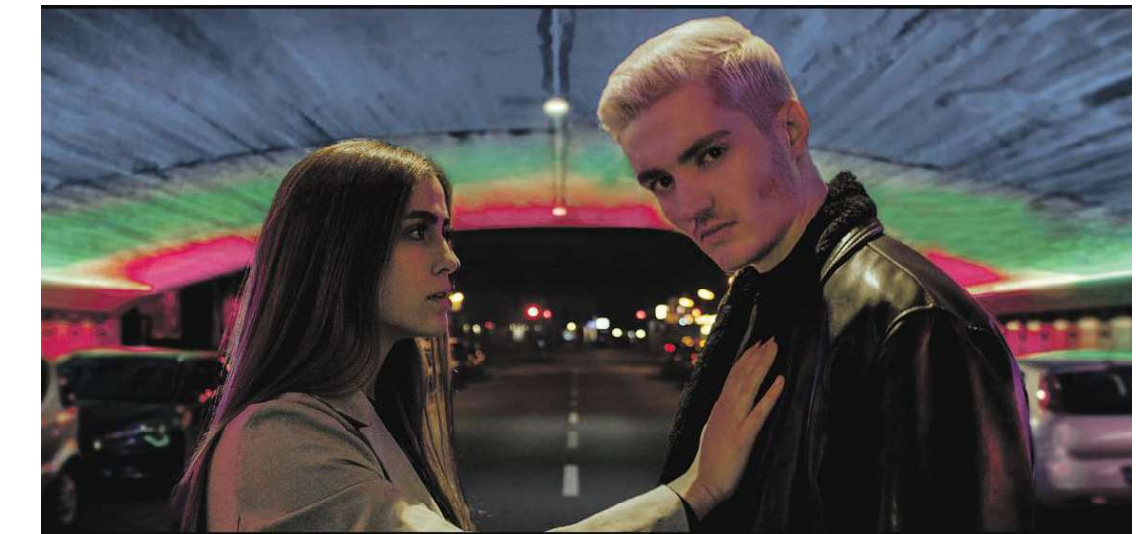
Aufgeklärt werden muss der Tod von Ludger Dollstädt, Geschäftsführer von „Geist (!) Security“, einer Firma, die sich auch als WG versteht. Dort hat man sich aber nicht so lieb, wie es Dollstädt Kompanion John Geist (Roland Zehrfeld) Kira Dorn weismachen will. Bald liegt ein zweiter Mitarbeiter mit Kopfschuss auf einer Treppe. Hinzukommen merkwürdige Vorgänge rund um Papageien, eine lieblose Abteilungsleiterin (Inga Busch), fatale Vorgänge bei einem Konzert der Band „Wompies“. Außerdem will sich Dorns Chef Kurt Stich (Torsten Merten) zu „Cyberforce“ der Thüringer Polizei versetzen lassen. „Glaube heißt, nicht wissen wollen, was wahr ist“, zitiert der verblichene Lessing Nietzsche. Ob es so geistreich weitergeht in Weimar, ist noch nicht geklärt. Sagt die MDR-Pressestelle.

2021

„Dass wir grundsätzlich in allen Bereichen sehr gut aufgestellt sind in Deutschland.“

Preußen-Stiftung steht vor Reformen

Berlin. Ein Ausstieg der Länder bei der anstehenden Reform der Stiftung Preussischer Kulturbesitz, eine der weltweit bedeutendsten Kultureinrichtungen, käme den Bund teuer zu stehen. „Wenn wir die Länder aus der Finanzierung entließen, müsste der Bund zusätzlich ungefähr 50 Millionen Euro aufbringen“, sagte Kulturstaatsministerin Monika Grütters. Probleme sieht Stiftung-Präsident Hermann Parzinger auch im Haus. „Wir haben zu viele Hierarchieebenen“, sagte er. Der große Einfluss der Länder bei vergleichsweise geringem finanziellen Aufwand gilt als ein Problem der als zu behäbig analysierten Stiftung. Zu der Stiftung gehören etwa die Staatlichen Museen Berlin, deren 15 Sammlungen mit 4,7 Millionen Objekten an 19 Standorten präsentiert werden. „Die Länder können erheblichen Einfluss nehmen auf die größte Kulturorganisation Europas“, sagte die CDU-Politikerin. „Doch leider geht dieses Mitspracherecht nicht mit einer entsprechenden Finanzierung einher.“ DPA



Das Musikvideo zu Merlin Janowskys erstem Song ist unter anderem im Friedentunnel entstanden.

FOTO: MERLIN JANOWSKY

VON LISA URLBAUER

Bremen. Es ist das weltweit größte Festival elektronischer Tanzmusik: 400 000 Menschen haben vergangenes Jahr das „Tomorrowland“ besucht; die Musik von Künstlern wie David Guetta, The Chainsmokers, Tiësto und Nina Kraviz stand auf dem Programm. Geht es nach einem Bremer Nachwuchs-Künstler, gehört irgendwann ein weiterer Name zum Line-Up: Merlin. Der 22-Jährige hat in diesem Jahr bei einem Hamburger Label unterschrieben und seinen ersten eigenen Song samt Musikvideo veröffentlicht.

1993 stürmte „Ace of Base“ mit ihrer Hit-Single „All That She Wants“ die Charts. Merlin Janowsky hat diesem Song in diesem Jahr einen neuen Dreh verpasst; sein Remix wurde seit März mehr als 800 000 Mal gestreamt. „Wir erwarten, dass wir die Million im Februar knacken“, sagt der Musiker. Seinen ersten eigenen Song veröffentlicht er kurz darauf – „This Ain't What You Wanted“, bisher knapp 30 000 Mal angehört. Bei eigenen Songs dauere es immer länger, bis sie bekannt würden, sagt Janowsky. „Wenn

wir 100 000 Streams erreichen, würde ich mich schon sehr freuen.“

Als Kind lernt Merlin Janowsky Gitarre, ansonsten spielt Musik keine große Rolle in seiner Familie. Doch die Vorstellung, dass Menschen zu seinen Songs feiern und Spaß haben, die reizt ihn. Er erzählt, dass er beim Joggen dachte, „wie geil es wäre“, wenn er die Musik für Parties produziere statt David Guetta und Calvin Harris. Und so steigt er mit 17 Jahren ein in die Welt des Elektro-Pops: kauft sich Bücher und die entsprechenden Computerprogramme, nimmt Klavierunterricht. Seine ersten Demos produziert er in seinem Schlafzimmer und reicht sie bei Remix-Wettbewerben ein.

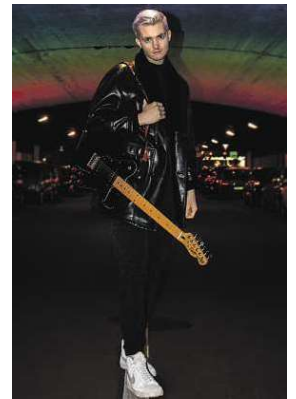
„Ganz nett, aber kein Hit“

Nach dem Abitur bildet sich der aus Harpstedt stammende Janowsky an der Akademie Deutsche Pop weiter. Darüber lernt er auch seinen jetzigen Manager kennen; Anfang dieses Jahres unterschreibt der junge Musiker seinen ersten Künstlervertrag beim Hamburger Label „Unltd Recordings“ von Ingo Hauss und Hayo Lewerentz.

Anfang der 90er-Jahre wurden Hauss und

Lewerentz mit dem Musikprojekt „U 96“ zu einem der erfolgreichsten Dance-Acts – bis heute haben sie mehr als 15 Millionen Tonträger weltweit verkauft. Ihr Single „Das Boot“, eine Techno-Version der Titelmelodie des gleichnamigen Spielfilms, stand 13 Wochen auf Platz eins der deutschen Single-Charts. „2018 habe ich Hayo meine erste Demoverision gezeigt. Da meinte er, dass sie ganz nett sei, aber kein Hit.“ Weniger als zwei Jahre später überzeugt Janowsky den Manager dann von seiner Musik. Er bekommt einen Vertrag angeboten und unterschreibt.

Langfristig plant der junge Künstler als DJ zu arbeiten, durch Clubs zu touren und von einem größeren Label einen Vertrag angeboten zu kommen. Solange studiert Merlin Janowsky Musik- und Kommunikationswissenschaften an der Universität Bremen und produziert Lieder in seinem Tonstudio. Das hat er sich in Findorf eingerichtet. Sein größter Traum: beim „Tomorrowland“ aufzutreten, erzählt Janowsky. Doch das kann warten: „Erst mal möchte ich aber mehr Songs produzieren und an Reichweite gewinnen.“



Gitarre spielt Merlin Janowsky seit seiner Kindheit.

FOTO: MERLIN JANOWSKY



BÜCHER IM GESPRÄCH



Beauvoirs heimliche Liebe

Roman posthum erschienen

Die Beziehung zwischen Sylvie und Andrée dauerte über zehn Jahre, bevor sie mit dem tragischen Tod von Andrée im Alter von knapp 22 Jahren ein abruptes Ende nahm. „Les inséparables“ heißt der in Frankreich posthum erschienene Roman von Simone de Beauvoir (1908-1986), den sie zeitweilig nie veröffentlichten wollte. Weil er eine zu persönliche, intime Geschichte erzählt? 66 Jahre später hat ihn nun Sylvie Le Bon de Beauvoir publiziert, die Adoptivtochter der Schriftstellerin und Philosophin. Auf Deutsch wird der Roman im kommenden Jahr von Rowohlt herausgebracht.

Die Stärke des 1954 verfassten autobiografischen Werks „Les inséparables“ (etwa: Die Untrennbaren) liegt in der Zweideutigkeit der Gefühle, die die Erzählerin Sylvie Le Page, das Alter Ego der Schriftstellerin, für Andrée Gallard hegt, den Avatar von Elisabeth Lacoin. Sie lernen sich als Kinder kennen, sind Klassenkameradinnen, werden zusammen erwachsen. Sie kennen keine Tabus. Das einzige zweideutige Sujet ist ihre Beziehung. Sylvie liebt Andrée, die jüngste der Töchter einer gut bürgerlichen, streng katholischen Familie. Andrée ist brillant und lustig, Sylvie denkt nur an sie. Doch Andrée liebt das andere Geschlecht.

Auf 170 Seiten bringt die feministische Theoretikerin ihre Bewunderung und Liebe für die Protagonistin zum Ausdruck – ohne Anklänge von Körperlichkeit. Über ihre Frauenliebe und Bisexualität hatte Beauvoir zu Lebzeiten nie offen geredet. Bekannt wurde beides erst durch posthum veröffentlichte Briefe und Tagebücher. SABINE GLAUBITZ

Simone de Beauvoir: *Les Inséparables*. L'Hercule, Paris, 176 Seiten, 14 €.

Sinnlich und amüsan

Raffiniert konstruiert: Deborah Levys „Der Mann, der alles sah“

Als Saul Adler im Jahr 1988 auf der Londoner Abbey Road von einem Auto angefahren wird, scheint dies zunächst ein nebensächliches Ereignis zu sein. Wie geplant lässt sich der junge Historiker von seiner Freundin Jennifer auf dem durch die Beatles weltberühmt gewordenen Zebrastreifen ablichten und reist wenige Tage später nach Ostberlin, das Foto als Geschenk für seine Gastgeberin in der Tasche. Irgendetwas allerdings scheint schon jetzt leicht verschoben, als gewährt uns Deborah Levy immer wieder flüchtige Einblicke in die Zukunft ihres Protagonisten: Woher etwa kommen all die Glasscherben auf der Straße? Und was ist das für ein seltsames rechteckiges Ding, aus dem eine wütende Stimme dringt?

Erst im zweiten Teil ihres raffiniert konstruierten Romans „Der Mann, der alles sah“, der 2019 für den Man Booker Prize nominiert war, entlarvt sich die Bedeutung der rätsel-



Deborah Levys Roman ist ein schillerndes Puzzle-Spiel.

FOTO: PICTURE ALLIANCE

haften Fragmente. Doch lässt die britische Autorin ihre Leserschaft bis dahin keineswegs im Dunkeln tappen. Vielmehr besichert sie uns ein so geistreiches wie unterhaltsames Politik- und Beziehungskaleidoskop, das nicht zufällig zwischen zwei zentralen Ereignissen der europäischen Geschichte – dem Mauerfall 1989 und dem Brexit-Sommer 2016 – aufgespannt ist.

Begehrende und kontrollierende Blicke, (männliche) Allmachtsfantasien, Trauma und Verdrängung sind zentrale Themen, die Levy in verschiedenen Variationen verhandelt, ohne jedoch eine theoriegelastige Schwere zu erzeugen. Im Gegenteil: „Der Mann, der alles sah“ ist sinnlich und stellenweise höchst amüsan, etwa wenn Saul zeitgleich eine Affäre mit seinem Dolmetscher und dessen Schwester anfängt und sich eine vergessene Dose Ananas als „Running Gag“ und zugleich als Symbol tief sitzender Scham durch seinen Aufenthalt im real existierenden Sozialismus zieht.

Erst der Satz, mit dem Saul knapp 30 Jahre später in einem Londoner Krankenhaus erwacht, rückt all die Turbulenzen, durch die er bis dahin scheinbar völlig unbedarft durchgestanden ist, noch einmal in ein anderes Licht: „Ich wollte sterben vor Scham, aber alle bestanden darauf, mich am Leben zu erhalten.“ Man begrift, dass Saul keineswegs „alles sah“, sondern vielmehr sehr versiert darin ist, die eigenen Unzulänglichkeiten auszublenken. Gerade dachte man, alles begriffen zu haben – da setzt sich das schillernde Puzzle-Spiel, das Levy mit dieser Perle der postmodernen Literatur erschaffen hat, noch einmal neu zusammen. ANJA KÜMMEL

Deborah Levy: *Der Mann, der alles sah*. A. d. Engl. von Reinhold Böhnke. Kampa, Zürich, 288 Seiten, 23 €.

Die Geschichte der Judenfeindschaft

Peter Schäfer über Antisemitismus

Synagogen müssen geschützt werden. Wer eine Kippa trägt, muss Angst vor Beschimpfungen oder Attacken haben. Verfassungsschützer warnen vor einem steil ansteigenden Antisemitismus in Deutschland. Der Judaistik-Forscher Peter Schäfer nimmt prägnant und sachlich die Entwicklung der Judenfeindschaft von ihren Wurzeln bis in die Gegenwart unter die Lupe und erhebt den Anspruch auf einen Gesamtüberblick. Er benutzt in seiner Studie den Begriff des Antisemitismus für alle ausgeprägten Formen von Judenhass und Judenfeindschaft, auch wenn dieser erst im 19. Jahrhundert geprägt wurde.

Schäfer beschreibt die über Jahrhunderte bestehenden, wachsenden, sich verändernden, irrationalen Vorurteile mit all ihren Auswüchsen. Er zeichnet die Geschichte von Unfreiheit, Gewalt und Verfolgung nach, die im Nationalsozialismus kulminiert und weiter andauert. Die Anfänge des Antisemitismus sieht Schäfer weit vor dem Entstehen des Christentums. „Mit dem Beginn des Antisemitismus in der vorchristlichen Antike lehne ich ausdrücklich die These ab, dass es das Christentum mit seinem Vorwurf des Messias- und Gottesmordes war, das den Antisemitismus in die Welt gebracht hat.“ Der emeritierte Professor für Judaistik zeichnet anhand von Quellen vom biblischen Buch Ester über Schriften Luthers bis in die Neuzeit und Gegenwart die Geschichte der Ressentiments, Vorurteile, Ausgrenzungen und Pogrome in Europa oder dem Nahen Osten nach. OLIVER PIETSCHEMANN

Peter Schäfer: *Kurze Geschichte des Antisemitismus*. C.H.Beck, München, 335 Seiten, 26,95 €.